



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kalkschmidt, Eugen: Der König : ein Gedenkblatt an Friedrich den Großen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der König

Ein Gedenkblatt an Friedrich den Großen

Von Eugen Kalkschmidt-München



Über schlägt uns das Herz, wenn wir seiner gedenken. Es war ein ganz großer Tag der Geschichte, jener Geburtstag vor zweihundert Jahren, ein Feiertag für alles, was mit deutscher Zunge spricht, ein ungeesehenes Ereignis für die Welt.

Dem schlichtbürgerlichen Preußenkönig wird ein Genie in die Wiege gelegt, und Friedrich Wilhelm der Erste jammert: „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungeratene Kinder. Es ist ein groß chagrin, doch ich habe vor Gott und der Welt ein reines Gewissen. Ich habe vermahnet, ich habe gestrafet mit Güte und mit Gnat. Es hat alles nits geholfen.“ Um ein Haar hätte er das ungeratene Kind füsilieren lassen. „Der böse Mensch“, so nennt ihn der eigene Vater. „Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme!“

Was war aber auch von einem jungen Manne zu erwarten, der heute in der Bezechtheit seinem Vater die heftigsten Liebesbeteuerungen machte, ihm die Hände küßte, ihn umarmte, alsbald aber wieder in eine melancholische und hochmütige Widerspenstigkeit verfiel und heimlich ausreißen wollte. Ein Zweifler und schlechter Christ war er, der an die Vorherbestimmung glaubte und es für zwecklos ansah, gegen das Böse anzukämpfen. Ein dilettierender Schönggeist, einer, der sich rühmte, in zwei Stunden hundert Verse zu machen, und der weder General sein noch Krieg führen, sondern sein Volk durch seine Minister glücklich machen wollte — so einer war dieser preußische Kronprinz.

Beharrlich schwieg er, wenn der Herr Vater mit seinen Generals auf der Jagd oder im Tabakskollegium die leidlich rauhen Soldatenscherze auskostete. Gelangweilt studierte er die Bilder an den Wänden, die Bildnisse darunter, die

schmerzverzerrten, die des Soldatenkönigs höchst eigene derbe Faust in Stunden der bösen Sicht schlecht und recht heruntergemalt hatte. Welch eine Barbarei dem kenneerischen Auge, das den zarten Farbenschmelz der Hofmaler von Versailles mit Bewunderung in sich aufgenommen hatte. Was für eine Sprache, diese armselige deutsche Muttersprache! Wie viel scharfe Konsonanten, welch ein degoutantes Gemisch fremder Brocken und einheimischer Plattheiten! In der Poesie — was für eine Ode! Wie anders klangen da die französischen Verse dem geschulten Ohre!

Denn — so höhnte der Vater ingrimmig — „die Grenadiers sind doch, nach deiner Meinung, nur Canailles, aber ein petit-maitre ein Französchchen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantchen, das scheint was Nobleres, das ist was Königlicheres, das ist digne d'un prince.“

Und als der General Grumbkow diesem Prinzen die Braut annehmbar zu machen unternahm, da meinte der Einundzwanzigjährige: nur beileibe keine spröde Tugend, der ein halbes Duzend Frömmel an der Schürze hängen. Sie soll nicht das „Wahre Christentum“ Johann Arndts, sondern die „Schule der Ehemänner und der Frauen“ auswendig lernen. „Lieber zu frei als zu tugendhaft“.

Wie hatte doch der König erst kürzlich dem Sohne geschrieben? „Modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein.“ Dem alten Dessauer, dem er von einem Besuche in dem sittenlosen Dresden während des Karnevals berichtete, meinte er: „Gott hat mir bewahret. Die Versuchung fehlet nit.“ Drei Kreuze schlägt er hinterher. Denn August der Starke hatte ihm unversehens einen Zauberspiegel erschlossen, in dem er sehr lebendig nahe sah, was Faust in dem feinigem nur als blasses Fernbild sehen darf. Schroff abgewendet hatte sich der königliche Gast vor diesem Satyrstreich und seinem Gotte gedankt, als er draußen war.

Der junge Kronprinz aber behauptete leichtfertig von sich: „Ich habe die Frauen gern, aber meine Neigungen sind sehr unbeständig. Ich will nur Vergnügen haben, und auf das Vergnügen folgt die Verachtung. — Nur kein Weiberregiment in irgend etwas auf Erden!“ Das letztere hätte der gestrenge Herr Vater freilich auch sagen können.

Er ließ dem Sohne Zeit für die Rheinsberger Jahre; gab ihm auch wieder die entzogenen militärischen Dienstbefugnisse zurück; ließ ihn gewähren, wenn er flötete und reimte, in langen Briefen an Voltaire und die Schwester Wilhelmine in Bayreuth sein Herz erleichterte und seinen Witz funkeln ließ. Und während es um den sparsamen alten Herrn langsam nachtet, erhebt sich strahlend hell das Gestirn des jungen Friedrich.

Das geistige Gestirn einer neuen Zeit. —

Die Menschlichkeit eine Pflicht der Fürsten — so hatte er an Voltaire geschrieben. Kronprinzenfeuer; es pflegt im ersten rauhen Hauch der Wirklichkeit flackernd zu erlöschen. Dieses Feuer aber erlosch nicht.

Aus den Gefängnissen werden die Marterwerkzeuge, die Daumenschrauben und spanischen Reiter verwundert und widerwillig beiseite geschafft. Die Religionen „müssen alle toleriert werden.“ Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, „dürfen nicht genieret werden.“ An Mauvertuis schreibt der junge König, kaum daß er das Szepter in Händen hält —: „Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; zeigen Sie auch einem Könige, wie süß es ist, einen solchen Mann wie Sie zu besitzen.“ Und Voltaire wird schleunigst zum Besuch bestellt. Die sechs Tage kosten den König 3300 Taler. „Das ist eine teure Bezahlung für einen Narren,“ scherzt er. Aber er zahlt, weil er des närrischen Geistes bedürftiger ist als des Geldes.

Die politischen Instruktionen der Ambassadeure erhalten über Nacht eine neue Klangfarbe. Ganz verduzt und verlegen dreht und wendet der friedfertige Herr v. Borcke in Wien eines Tages die Instruktion, in der dieser junge Mann ihm strikte befiehlt, ganz entgegen seinen submissivsten Vorschlägen den Wiener Hof „zur Vernunft“ zu bringen. „Sie können dabei den Ministern gelegentlich zu verstehen geben, daß ich die bisherige Hinzettelung der Sache fatt habe und nicht gesonnen bin, mich länger an der Nase herumführen zu lassen. . . .“

„Was das für Ausdrücke sind!“ murmelt der Geheimrat. „Zur Vernunft bringen, nasführen — Welch ein Ton!“

„Seien Sie doch nicht ein solches Angsthuhn!“ herrscht der König den braven Minister Podewils an. „Sagen Sie den Schuft von Unterhändler fort. Bleibt er noch vierundzwanzig Stunden, so verlassen Sie sich darauf, daß mich der Schlag rührt. Begegne ich ihm unterwegs, so krasse ich ihm die Augen aus.“

So menschlich pflegten Könige bisher in diplomatischen Dingen nicht leicht zu reagieren.

Kriegerische Fanfaren schmettern hinter diesen Worten. Ein Wille zur Macht bewegt sie ungestüm, ein wahrhafter Königswille zur Großmacht eines Staates, der untergehen mußte, wenn er nicht erstarken konnte. Hier, in diesem Kampfe um Schlessien, hieß es nicht: Macht um der Macht, sondern Macht um des Lebens willen. Und darum setzt der königliche Krieger Leben gegen Leben ein. Er befiehlt in klarer Voraussicht:

„Sollte mir das Unglück begegnen, lebend gefangen genommen zu werden, so erteile ich Ihnen den gemessenen Befehl, für dessen Befolgung Sie mir mit Ihrem Kopfe einstehen, meine Befehle in meiner Abwesenheit nicht zu beachten, meinem Bruder mit Rat beizustehen und den Staat nichts Unwürdiges zur Erlangung meiner Freiheit vornehmen zu lassen. Im Gegenteile will und befehle ich, daß in diesem Falle lebhafter als jemals vorgegangen werde. Ich bin nur König, solange ich frei bin.“

Ströme von Leben gehen von ihm aus. Vom Feldmarschall bis zum letzten Packknecht fühlt jeder seiner Soldaten den Sieg auf seiner Seite, solange des Königs Wille vernehmlich zu ihm spricht. Für wen ziehen diese Söldner ins Feld? Für was vergießen sie ihr Blut? Für die Größe Preußens?

Für die deutsche Zukunft? Für Weib und Kind? Für das Haus Brandenburg? Nichts von alledem. Friedrich hat keine Volkskriege geführt sondern Kabinettskriege. Königskriege könnte man sie nennen. In seiner Person, in dem wachsenden Vertrauen auf seine unbedingte Voraussicht war für sein Heer und sein Land jede nötige höhere Rechtfertigung des grausamen Blutvergießens gegeben. Nur noch einer, der nach ihm kam, hat ähnliches vermocht: Napoleon. Im Zeitalter Bismarcks waren die Kriege schon etwas grundsätzlich anderes, eine nationale Angelegenheit, eine politische Volksfrage. Und alle Feldherrnkunst mußte versagen, wenn die Kunst des Staatsmannes nicht das politische Gewissen des Volkes zu beteiligen und zu gewinnen verstand.

Es fehlt auch in Friedrichs Kämpfen nicht an schönen Zügen solcher Beteiligung. So, wenn ihm, dessen Staatsschatz leer ist, die märkische Ritterschaft ein Darlehen von eineinhalb Millionen Talern anbietet. Aber das waren Edelleute, deren Brüder und Söhne das Rückgrat des preußischen Heeres, das Offizierkorps, bildeten. Man gab das Geld dem König für sein Heer, und auch fürs Vaterland; aber dies Vaterland war in der Person dieses einzigen Königs verkörpert, der von sich selber sagte: „Ich rede deutsch wie ein Kutscher.“

So verkörpert dieser eine gebrechliche Mensch die Einheit der Monarchie, die geistige Schlagkraft des Heeres. Er denkt an alles, führt den Oberbefehl, arbeitet Schlachtpläne aus und leitet die Angriffe, er sichert die Verpflegung, den Zufluß der Gelder und hält außerdem die europäische Diplomatie in Atem. Dazwischen gewinnt er noch Zeit, „eine Sintflut von Gedichten“ für seine Freunde zu machen und „Epigramme gegen alle meine Feinde“. Mitten im Siebenjährigen Kriege, als er Schlessen eben erst vom Feinde gesäubert hat, nimmt er sich die Mühe, dem Marquis d'Argens genau die Reiseroute von Berlin nach Breslau auszuarbeiten. „Ich habe,“ schreibt er dem verwöhnten Franzosen, „die Stellung von Pferden auf den Relais, das Heizen der Zimmer und die Lieferung guter Hühner auf dem ganzen Wege angeordnet. Ihr Zimmer in Breslau ist mit Tapeten versehen und hermetisch verschlossen. Kein Zug und kein Geräusch soll Sie belästigen.“ Auf die Komplimente des Marquis erwidert er: „Sie können sich darauf verlassen, daß Dinge, die aus der Entfernung so glänzend erscheinen, in der Nähe oft recht klein aussehen.“

Er selber weiß genau, wie gewagt seine Unternehmungen sind. Aber er weiß auch, daß die Stoßkraft seines Mutes, seine beherzte Kraft zum schnellen Entschluß und die Disziplin seines Heeres, das wie ein lebendiges Kunstwerk dem leisesten Drucke seines Willens gehorcht, jede Übermacht auf die Dauer brechen müssen. „Wenn unsere Feinde uns zum Kriege zwingen, gilt es zu fragen: Wo sind sie? aber nicht: Wieviele sind es?“ Vor der Schlacht von Leuthen ruft er seine Offiziere zusammen und hält ihnen jene klassische Ansprache, in der er ihnen die Notwendigkeit erklärt, den dreimal stärkeren Feind gegen alle Regeln der Kunst anzugreifen. Er weiß, wie man Menschen behandeln muß, um sie emporzureißen. Wir müssen den Feind schlagen, ruft er

aus, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. „Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“ Keiner rührt sich, keiner geht. Am nächsten Tage wird das stolze österreichische Heer binnen vier Stunden geschlagen und versprengt.

So behauptet er sich, von keinem Unglück dauernd niedergebeugt, unerschütterlich zäh, so wächst er zum Abgott seiner Soldaten, zum Herold der Nation heran. Die Feinde bewundern, die Freunde vergöttern ihn. Er behält seinen klaren Kopf, ist unglaublich frei von Eitelkeit, durchschaut die fremden Schwächen und nutzt sie aus. Aber er verbittert dabei. Stolz und hochgemut, umgeben von einem Kreise kühner Führer, war er in den Krieg gezogen. Müde und still wendet sich der Sieger von zwölf Schlachten vom Kriege ab. „Ich armer Greis,“ schreibt er nach dem Frieden an d'Argens, „kehre in eine Stadt zurück, in der ich nur die Mauern kenne, wo ich von meinen Freunden keinen mehr antrefe, wo eine unermessliche Arbeit meiner wartet, und wo ich binnen kurzem die alten Knochen in einem Zufluchtsorte bergen werde, den kein Krieg, kein Unglück und keine Bosheit der Menschen stören soll.“

Solche Männer sind es, die Geschichte machen. In ihnen tut der Weltgeist einen Schritt vorwärts, und ihr Schatten legt sich breit und majestätisch auf die Entwicklung von Jahrhunderten. Dieser preußische König, den die Mitwelt sich gar nicht anders als mit dem durchdringenden Adlerblick vorstellen konnte, geht als Säkularmensch den Deutschen und der Welt voraus, ein Kind desselben Jahrhunderts, das uns Kant und Goethe gebar. In ihm vollendet sich noch einmal, kurz vor ihrem Absterben, die absolute Monarchie in einer klassischen, vollkommen königlichen Gestalt. Sie lebt als unzerstörbarer Besitz in unserem geschichtlichen Bewußtsein, weil sie es ist, die es gebildet und gekräftigt hat.

Es ist ganz gleich, von welcher Seite man an diese Persönlichkeit herantritt. Sie besteht und nimmt gefangen in jeder ihrer Lebensäußerungen. Die unzähligen Kabinettsorders und Marginalverfügungen der langen Friedensjahre atmen denselben Geist wie die Ansprachen an die Generale vor der Schlacht. Ja, man kann sagen, daß dieser jahrzehntelange Kleinkrieg gegen Beamtenwillkür und Schlendrian aller Art fast noch bewundernswerter ist als der aufflammende Heroismus der Feldschlacht. Und man verehrt diesen unerbittlich strengen und gerechten Geist der landesväterlichen Fürsorge auch dort, wo er vor lauter Gerechtigkeit hart und ungerecht entscheidet, gewissenhafte Beamte, die der königlichen Kabinettsjustiz widerstreben, auf die Festung schießt und dann, als die bessere Erkenntnis da ist, dennoch bei der ersten Anordnung beharrt. Gewiß nicht unbedenklich, sondern mit heftigster Selbstüberwindung, setzt der König das Prinzip über seine eigenen Gefühle. Wohin soll es führen, wenn ein König heute so und morgen so befiehlt! Das monarchische Prinzip, wie er es vertritt, ist ihm heilig, obwohl er weiß und herbe verurteilt, was alles unter diesem Deckmantel in der Welt zusammengesündigt worden ist.

Das Volk hat ihn geliebt; in all seiner Strenge und Verbissenheit des Alters hat es den „Alten Fritz“ vertraulich verehrt. In ihm fanden sich die Deutschen, trotz aller Vaterländerei, in ihm erhob die Nation als solche von neuem den berechtigten Anspruch auf eine weltgeschichtliche Mission.

In dieser unscheinbaren Heldengestalt finden wir uns heute wie je, und höher schlägt uns das Herz, wenn wir seiner gedenken, der ein König war und ein großer, ein wahrhaft großer Mensch.



Der Sozialismus in England

Von Dr. Ludwig Munzinger

Aufstieg und Wirkungen



In England gibt es einen Sozialismus, aber keine Sozialdemokratie. Will man als Deutscher daher sich über die Bedeutung des englischen Sozialismus klar werden, so muß man von dem deutschen Begriff Sozialdemokratie zuerst die Demokratie abziehen, um auf eine Vergleichsgrundlage zu kommen.

Was in Deutschland die Reihen der sozialdemokratischen Wählerbataillone füllt, ist heute sicher noch zu einem sehr großen, wenn nicht zum größeren Teil keineswegs das Bedürfnis, eine bewusst sozialistische Weltanschauung zum Ausdruck zu bringen. Der größere Teil der sozialdemokratischen Wähler wirft demokratischen Instinkten nachgebend den roten Zettel in die Urne, um irgend einer mehr oder weniger begründeten Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen. Ein anderes Ventil hat er bei der Eigenart unserer Parteiverhältnisse nicht.

In England, wo heutzutage augenscheinlich mehr Ursache zu wirtschaftlicher Unzufriedenheit in den unteren Bevölkerungsschichten besteht als in Deutschland, hat man ein geeignetes Ventil für politisch-wirtschaftlichen Überdruck. Es ist die seit der „glorreichen Revolution“ von 1689 sorgfältig aufrecht erhaltene Einbildung, daß damals die Demokratie endgültig über absolutistische Neigungen der Krone triumphiert und seither ihr Banner über den britischen Inseln aufrecht erhalten habe. In Wahrheit haben weder damals noch im weiteren Verlauf der englischen Geschichte demokratische Kräfte den Gang der Entwicklung wesentlich beeinflusst. Davon kann höchstens in der allerletzten Zeit die Rede sein.

Der Sozialismus als parteibildende Theorie und Weltanschauung wird oft mit einer religiösen Glaubenslehre verglichen. Daß er das tatsächlich ist, hat er durch seine Wirkung auf die englische Volksseele bewiesen. Er ist von ihr nicht als festgeschlossener Komplex wirtschaftlich-politischer Glaubenslehren, wie